

Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 26 (1923-1924)
Heft: 16

Artikel: Todesfurcht
Autor: Schibli, Emil
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-748441>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

TODESFURCHT

Stapfer stand mit Unlust am Fenster und schaute in die mausgraue Dämmerung hinaus. Es war Abend. Alles, die Bäume vor dem Fenster, die Straße und die Hausdächer im Dorfe unten waren mit wuchtenden Schneemassen bedeckt. Durch diesen vielen Schnee erhielt die Landschaft einen merkwürdig mühevollen, gepressten Ausdruck; es sah aus, als sei sie ihres Atems beraubt. Auch jetzt wirbelten die Flocken wieder hernieder. Die Ferne war neblicht, jede Schärfe und Klarheit ausgewischt, und so kam zu dem Eindruck der Schwere auch noch der Eindruck enger Begrenztheit hinzu. In dieser Landschaft, welche doch sonst gewohnt war, ihre freie Weite mit einer leichten, herzgewinnenden Lieblichkeit auszubreiten, wirkte nun der gefängnishaft Anblick doppelt befremdend und bedrückend. Stapfer war unwohl. Er hatte einen schlechten Schmack auf der Zunge, in den Gliedern spürte er eine bleierne Müdigkeit und hinter der Stirn wühlten starke Kopfschmerzen. Er warf die halbgerauchte Zigarette weg, starrte noch eine kleine Weile in die graue Schneeöde hinaus und zog dann mit einem plötzlichen, ärgerlichen Ruck die Vorhänge an den Fenstern zu. Seine Frau trat in die Stube und fragte ihn, was er zu essen wünsche, er könne jetzt einmal ausnahmsweise (es war am Neujahrstag) unter verschiedenen Gerichten einige Lieblingsspeisen wählen. Und Frau Stapfer zählte auf, was alles an guten Dingen ihre Küche heute bieten konnte. Aber Stapfer verlangte keine Leckerbissen, nur eine Tasse Tee und ein weichgesotenes Ei. «Nun?...» fragte seine Frau. Stapfer sagte ihr, dass er sich nicht wohl fühle und bald schlafen gehen wolle.

Als er im Bette lag, merkte er bald, dass er lange nicht werde einschlafen können. Die Kopfschmerzen hielten in unverminderter Schärfe an. Es war kalt in der Kammer. Da kam es Stapfer in den Sinn, eine seidene Zipfelmütze, die er von einem Fastnachtsspaße her noch in seinem Besitze hatte, überzuziehen; weil er einen Kahlkopf hatte, fror ihn an die nackte Kopfhaut. Und die Wärme tat ihm wirklich gut; die Schmerzen hinter der Stirn verringerten sich ein wenig. Aber einschlafen konnte

er nicht. Er gab sich alle Mühe, die Gedanken, die ihm wirr durchs Gehirn zuckten, auszumerzen, indem er sie durch irgend eine mechanische Übung zu verdrängen suchte, zum Beispiel in der Weise, dass er immerzu bis drei zählte: eins, zwei, drei; eins, zwei, drei; immerzu, das heißt, bis er einschlafen würde. Als das nicht half, wiederholte er das Wort Blumenkohl — es fiel ihm gerade das Wort Blumenkohl ein — so rasch hintereinander, dass kein Gedanke, auch der kleinste nicht, sich zwischen die Blumenkohlröste hineindrängen sollte. Aber auch das half nicht. Die Gedanken besiegten den Blumenkohl. Stapfer dachte plötzlich: Das ist schließlich zum Verrücktwenden! Und es hat auch gar keinen Zweck, zu kneifen. Ich will also ruhig warten, bis ich mit diesem Mückenschwarm von Gedanken im Kopfe einschlafen kann. Es ist ja nicht das erste Mal, dass ich geduldig auf den Schlaf warten muss. Letzten Endes wird er sicher Meister werden, einem von diesen wirbelnden Gedanken sozusagen ein Bein stellen, dass er hinpurzeln und durch eine rasche Morphiumeinspritzung, die der Schlaf ihm verabreicht, das Aufstehen vergessen wird.

Die Kopfschmerzen wühlten immer noch, jedoch erträglich. Es war nun mitten in der Nacht. Stapfer hörte neben sich im andern Bett die ruhigen, tiefen Atemzüge seiner Frau. Und von der Wand herüber aus dem Bettchen gab sein zweijähriges Mädchen in kurzen Zwischenräumen possierliche Lebenszeichen von sich. Man hörte von dem kleinen, unbewussten Menschenwesen ruckweise geflüsterte Worte oder kurze, singende Töne wie von einem piepsenden Vogel, lustiges Kichern wie von einem kleinen Kobold, dann wieder das leise, schnalzende, rasche Geräusch ihres Lutschfingers, an dem sie saugte. Die traumhaften Regungen des Kindes in der Dunkelheit machten nicht nur heute, sondern jedes Mal, wenn er sie vernahm, der Seele des Vaters einen seltsamen, geheimnisvollen Eindruck, lösten Empfindungen in ihm aus, die er nicht zu deuten wusste, die er vor allem nicht hätte beschreiben können: Empfindungen wunderbarer Art. Stapfers Gehirn zeigte auch jetzt noch keine Spur von Müdigkeit. Die Gedanken rannen ihm durch den Kopf wie Bächlein im Frühling, immerzu, immerzu, ohne zu vertrocknen. Plötzlich dachte Stapfer daran,

dass er vielleicht bald sterben müsse. Vor wenigen Tagen war ihm ein sehr lieber Freund durch eine Gehirngrippe weggenommen worden. Der junge Mensch hatte sich mit kleinem Übelbefinden zu Bette gelegt. Nach einigen Tagen war er tot. Blühende Phantasien eines Künstlergehirns waren verschüttet, ehrgeizige Träume zerrissen worden. Wie war es nun mit ihm, Stapfer? Ach, er hatte das, was man Schicksal heißt, was andere Zufall und dritte Fügung Gottes nennen, schon in seinen wachen Knabenjahren als etwas Grauenhaftes empfunden. Es gab Zeiten, Minuten, Stunden, Tage, wo jeder Blutstropfen in ihm sich dieser Gottesfügung lauernd und zitternd entgegenstellte, von lähmendem Schrecken ergriffen wie schwaches Getier vom bösen Mordblick der Schlange. Auch jetzt war es wieder so. Er fühlte, wie sein Herz ängstlich schlug und sein Atembekommen aus der Brust stieg, und wie das, was man Leben heißt, sich in einen dunkeln Winkel seines Wesens verkroch wie ein Hund, der die Peitsche seines Herrn fürchtet.

Sterben ...? Die nächste Stunde schon konnte seinen Körper überfallen, ihn auf der Matratze herumwerfen. Fieberbrand konnte sein Gehirn verzehren, Todesfaust sein Herz zerreißen, seinen Atem erwürgen. Und am Morgen war er, Hermann Stapfer, eine Leiche, ein toter Mann. Aber konnte er etwas dagegen tun? Konnte er sich vielleicht irgendwie des Todes erwehren? Nichts, nichts ließ sich gegen das Schicksal unternehmen! Es war genau so, wie wenn er über einen Käfer hinwegschritt, der eilig über den Weg rannte: er konnte ihn, ganz nach Laune, am Leben lassen oder zertreten. Fragte sich nur, was der kleine Käfer für eine Menschenstimmung erwischte. So oder so. Alles Laune und Zufall. Aber Laune und Zufall konnte Leben fressen, je nachdem. Ja, so war es, genau so. Verdammter unerquicklich! Aber Stapfer wollte sich immerhin zusammennehmen und dem Tode «in die Augen blicken». Er, Stapfer, jetzt noch bei vollen Sinnen, konnte über den Tod nachdenken. Also begann er ein philosophisches Kartenhäuschen aufzubauen, ein schwankes Gedankenspiel, welches ihm die schwarze, schwere Nachtstunde leichter machen sollte. Er dachte: man kann den Tod verachten. Und ist es übrigens nicht einerlei, wann er kommt? Denn er kommt sicher! An-

genommen nun, Stapfer, du lebst noch einmal so lange, wie du jetzt alt bist. Du bist nächstens dreiunddreißig. Was erlebst du noch? Was kann sich für dich noch ereignen? Sei ehrlich! Ich glaube, dein Programm ist so ziemlich abgewickelt. Deine tiefsten Wünsche erfüllen sich niemals. Was dir zu erleben gegeben ward, hast du erlebt, kleine Freuden genossen, Enttäuschungen erfahren. Deine Gefühlsmöglichkeiten sind erschöpft. Es kann sich also lediglich noch um eine Verlängerung deines Daseins handeln zu dem Zwecke, Wiederholungen zu wiederholen. Spiele den Überlegenen, Stapfer! Vielleicht könnte man aus freien Stücken mit dem Tode ein Übereinkommen treffen, damit uns sein Erscheinen jederzeit gefasst vorfindet oder nicht sehr beunruhigt, etwa so, als ob man einen Betreibungsbeamten empfinge.

Ich bin aber noch nicht ganz dreiunddreißig, dachte Stapfer dann wieder. Und seine Gedanken gingen einen andern Weg. Nein, protestierten sie, du bist auf keinen Fall der schnoddrige Kerl, der zu sein du vorhin vorgabst. Nur keine schlechten Ausreden! Du schmiegst dich ans Leben wie ein Kind an die Mutterbrust! Deine Erlebnisse zu Ende? Wie süß ist doch Dasein! Geplapper deines Kindleins, Schnurren der Katze, mondübergossenes Dorf und Land, Lied des Vogels im Gezweige, grünes Blatt eines Baumes, rote Blütenstauden der Geranien, Brunnenrauschen in einer Sommernacht und hundert erschütternde Dinge, die du erlebst, immer wieder göttlich neu und jung wie ersten Schöpfungsrausch. Sind diese Dinge nicht vielen Kummer deiner Seele und viele Schmerzen deines Leibes wert?

Ja, dachte Stapfer. Leben! Leben! Ich fürchte mich vor dem Tode. Ich bitte euch demütig und inbrünstig, dich Tod, dich mein großes grauenvolles Schicksal, mein Zufall, meine Gottesfügung, um gnädigen Aufschub des letzten Kampfes! Es ist noch zu früh, viel zu früh! Ich will fromm sein wie eine Blume und nicht murren, wenn der Sturm mich zerzaust und der Regen mich zu Boden wirft, denn ich sehe ein, dass ich mich eurer nicht erwehren kann.

Also dachte Stapfer. Aber das Bohren hinter seiner Stirn hielt an, und die Angst wich nicht aus seinem Herzen. Ahnungen

bedrängten ihn. In den vergangenen Nächten hatten ihn böse Träume gequält. Er wusste Träume nicht zu deuten, aber er glaubte an sie als Heils- oder Unheilsboten. Stapfer war ein wenig abergläubisch. In seinen beiden letzten Träumen hatten sich Begebenheiten entsetzlicher Qual und blutiger Scheußlichkeiten ereignet. Was wollte das Schicksal durch die Träume sagen? Wollte es doch, unbarmherzig, stupid und zynisch wie ein Mörder, seinen Tod, nichts anderes als seinen Tod?!

Sei es denn, dachte Stapfer. In Gottes Namen. Er traf in Gedanken seine letzten Verfügungen. Er dachte: Soll ich aufstehen und mein Testament auf ein Blatt Papier niederschreiben? Er wollte noch warten. Unten im Dorfe schlug die Kirchturmglocke ein Uhr. Stapfer dachte an Weib und Kind. Sie würden, wenn er tot war, eine kleine Beamtenrente erhalten. Diese Rente würde, wenn er jetzt stürbe, dreiundvierzig Prozent seines Gehaltes betragen. Er rechnete und erhielt die Summe von 1894.10 Franken. Es war doch ein Notpfennig. Viele Sterbende hatten in dieser Hinsicht größeren Kummer zu bestehen als er. Er dachte darüber nach, ob seine Frau sich wieder verheiraten würde. Nun, er wollte sie jedenfalls in seinen letzten Stunden nicht solche Dinge fragen. Mochte Gott ihr helfen, wenn er, Stapfer, nicht mehr da war, und sie vor Hunden aller Sorten behüten. Übrigens hatte er Vertrauen zu ihr, denn sie war ein tüchtiges Weib. Sein Töchterchen ...? Er dachte weiter. Er dachte an seine Bestattung. Auf dem Dorfkirchhofe wollte er nicht liegen. Man wusste, dass, wenn es ein paar Tage regnete, die Särge im Wasser schwammen, weil der lehmige Boden es nicht abfließen ließ. Ekelhaft! Aber ihn hatte das nicht zu bekümmern. Er wollte, dass man seinen Leib verbrenne, und zwar in Zürich. Vor geraumer Zeit war er dort gewesen, und hatte sich das Krematorium angeschaut. Der merkwürdige Bau und die Einäscherung einer Leiche, welche er in der heißen Flamme sich krümmen gesehen hatte wie ein dürres Blättlein das man in eine Glut wirft, dies beides, der düstere Bau und die lohende Leiche, hatten in ihm einen starken und irgendwie trostvollen Eindruck hinterlassen, und er fürchtete den Tod weniger, seitdem er dort gewesen war. Gerne hätte Stapfer auch gewusst, wer an seiner

Beerdigung teilnehmen und was man über ihn sagen würde. Es war ihm nicht gleichgültig. Er spielte im Leben eine mittelmäßige Rolle, eine Rolle, die weder unbedeutend noch bedeutend war. Er war einer von vielen. Aber Stapfer hätte etwas dafür gegeben, wenn er hätte wissen können, ob die Weiterlebenden seine Leistung, seine nicht kleine und nicht große Wichtigkeit im Leben bestätigen und seine ehrliche Bemühung, so gut als möglich ein Mensch zu sein, anerkennen würden.

Als Stapfer am nächsten Morgen ziemlich spät erwachte, fühlte er sich frisch und froh. Und da er noch einen Feiertag vor sich hatte, ließ er sich von seiner Frau einige von den übrig gebliebenen guten festlichen Bissen in seinen Rucksack packen. Nach einer halben Stunde stieg er durch den Bergwald aufwärts, mit weiten, wiegenden Schritten, die Skier auf den Schultern. Über den verschneiten Tannen hing der Himmel so blau wie eine Enzianglocke und aus Stapfers schaffenden Lungen flog der rauchende Atem eines kräftigen Menschen in die kalte Morgenluft. Und die hochzeitliche Seele des einsamen Mannes ließ sich in keuschem Erschauern von den starken Armen des Daseins umfangen, von seinem Kusse durchglühen!

LENGNAU bei Biel

EMIL SCHIBLI